

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Kommen Sie!“ drängte Guido den Wegewärter. „Ich habe jetzt keine Zeit mehr zu verlieren.“

Er verließ das Häuschen, und kopfschüttelnd folgte ihm der Mann nach. Mit voller Bestimmtheit bezeichnete er ihm die Stelle im Graben, wo er seinen Fund gemacht hatte.

„Sehen Sie, hier war es, hart neben dem Fußwege, der über das Moor nach dem Moorhofe führt.“

„Es ist gut — ich danke Ihnen. Sie werden Alles, was Sie mir jetzt erzählt haben, vielleicht demnächst vor Gericht wiederholen müssen, und auch die Champagnerflasche könnte dabei möglicherweise eine Rolle spielen. Betrachten Sie dieselbe also als fremdes Eigenthum und behandeln Sie sie demgemäß. Guten Morgen.“

Er hatte den Wagen herangewinkt und dem Kutscher eine rasche Weisung ertheilt. Eine hoch aufwirbelnde Staubwolke entzog ihn schon in der nächsten Minute den Blicken des Alten.

„Er ist verrückt oder er will sich einen Spaß mit mir machen,“ murmelte ihm dieser nach. „Nun, meinetwegen! Solche Späße lasse ich mir schon gefallen.“

Und schmunzelnd ließ er die beiden Markstücke in seiner Tasche klappern.

Guido v. Reichenbach aber war nie in seinem Leben weniger zum Scherzen aufgelegt gewesen, als in dieser Stunde. Vergebens rief er sich wieder und wieder die Mahnung seines Oheims in's Gedächtniß zurück, daß die Stirn des Kriminalisten wie diejenige des Richters kühl bleiben müsse. Eine bis dahin ungekannte Erregung hatte sich seiner bemächtigt, ein leidenschaftlich heißes Verlangen, auch den letzten Schleier zu zerreißen, der ihm die Wahrheit über das an Kreuzkamp verübte Verbrechen noch verhüllte.

Erst war es seine Absicht gewesen, vor Allem seinen Oheim von den jüngsten Entdeckungen zu unterrichten; aber er hatte den Gedanken wieder aufgegeben in der Erwägung, wie viele kostbare Zeit darüber nothwendig verloren gehen müsse. Ihm galt es ja jetzt als unzweifelhaft, daß der Reitknecht Ramin's ein Mitschuldiger oder wenigstens ein Mitwisser des Verbrechens sei, und gerade jetzt, wo Guido wußte, daß Ramin auf Schloß Schönheide zurückgehalten werde, bot sich vielleicht die günstigste Gelegenheit, diesen Reitknecht zu überrumpeln. Welcher Hilfsmittel und Listen er sich zu bedienen habe, um dies Ziel zu erreichen, war dem Assessor völlig unklar: er konnte sich nur auf die Gunst des Augenblicks verlassen, und er würde vielleicht dennoch von einem weiteren eigenmächtigen Vorgehen Abstand genommen haben, wenn er sich der Gewagtheit und Schwierigkeit seines Unterfangens vollkommen bewußt geworden wäre. Aber der rasche und glückliche Erfolg, den er soeben davongetragen, erfüllte ihn mit siegesgewisser Zuversicht, und mächtiger noch als diese trieb ihn die Erinnerung an zwei helle, leuchtende Mädchenaugen und an die Gefahr, welche der Besitzerin dieser Augen drohte, zu raschem, entschlossenem, rücksichtslosem Handeln.

Kurz vor dem Landhause des Grafen ließ er halten. Die eiserne Gartenthür war unverschlossen; doch als er über den gutgehaltenen Kiesweg schritt, kam ihm Duffel's langbeinige Gestalt in schlotteriger Haltung und mit phlegmatischen Schritten entgegen. Der breite Schirm der Mütze, welche er auf das struppige Haar gedrückt hatte, hinderte den Assessor, das Gesicht des Burschen



In stillen Stunden. Nach einem Gemälde von Toni Aron. (S. 257)

sogleich mit Deutlichkeit zu erkennen. Als der Reitknecht jetzt aber die Kopfbedeckung zum Gruße lüftete, hatte Guido Mühe, einen Ausruf der Ueberraschung zu unterdrücken, denn den Menschen, der da vor ihm stand, erblickte er keineswegs zum ersten Male in seinem Leben.

Und das Erkennen war auf beiden Seiten ein gleichzeitiges. Statt der gleichgiltigen Frage, die er auf den Lippen gehabt hatte, rief Duffek mit unverkennbarer Befangenheit aus: „Ah, Herr v. Reichenbach, wenn ich nicht irre. Das ist ja ein merkwürdiger Besuch!“

Der unerwarteten Thatsache gegenüber, daß dieser Mann, der ihn gut genug kannte, der muthmaßliche Mitschuldige des Mörders sei, hatte Guido nicht mehr Zeit, sich einen Feldzugsplan zurechtzulegen. Er mußte auf's Gerathewohl vorgehen, bis ihm die Fügung der Umstände gestattete, einen entscheidenden Schlag zu führen.

„Weshalb merkwürdig, Duffek?“ fragte er so unbefangen, als seine gewaltige Erregung es ihm gestattete. „Ich wünsche Ihrem Herrn, dem Grafen Ramin, meine Aufwartung zu machen.“

Der Reitknecht wandte sich zur Seite, um eine halberblühte Rose zu pflücken; aber diese Bewegung hinderte ihn nicht, mit einem mißtrauischen Blick seiner kleinen, tückischen Augen nach dem Gesicht des Assessors zu schielen.

„In amtlicher Eigenschaft etwa?“ gab er zurück. „Denn wahrscheinlich sind Sie hier doch ebenfalls beim Gericht.“

„Sie haben eine seltsame Art, den Besuchern Ihres Herrn zu begegnen. Ich wünsche gemeldet zu werden, und ich denke, die Ursache meines Kommens geht Sie nichts an.“

Duffek steckte den Stiel der Rosenknospe zwischen die Zähne und lächelte.

„Der Herr Graf ist leider nicht anwesend. Aber ich kann ihm ja vielleicht eine Bestellung machen.“

Guido erkannte, daß vorerst Alles darauf ankomme, das unzweifelhaft vorhandene Mißtrauen des Burschen zu beseitigen.

„Gewiß!“ sagte er. „Ich wollte Sie eben darum ersuchen. Ich erwarte morgen einige Freunde, und der Graf hatte schon bei dem Feste des Herrn Armbrecht die Liebenswürdigkeit, mir sein Erscheinen ebenfalls zuzusagen. Es war meine Absicht, ihn persönlich an dies Versprechen zu erinnern.“

„Sie laden den Grafen ein — Sie? Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr v. Reichenbach; aber das ist merkwürdig.“

„Und warum sollte ich ihn nicht einladen, da er hier doch in den besten Häusern verkehrt?“

„Freilich! Aber — unter uns gesagt — in diesen besten Häusern weiß man nichts von der Affaire im Klub. Ich sollte meinen, Ramin habe wenig Freude daran gehabt, Sie wiederzusehen.“

„Wenn er gefürchtet hat, daß ich ihn verrathen würde, so ist er darüber inzwischen jedenfalls beruhigt worden. Welches Interesse sollte ich daran haben, eine vergessene Geschichte aufzurühren?“

Vielleicht war Guido's schauspielerisches Talent nicht bedeutend genug, um vor Duffek's argwöhnischem Scharfblicke zu bestehen. Die Rose noch immer zwischen den Lippen drehend, sagte der Reitknecht mit seinem stereotypen, unverschämten Lächeln: „Allerdings, welches Interesse sollten Sie daran haben? Aber es ist darum doch merkwürdig, daß Sie ihn einladen. Ich war ja damals Diener im Klub, als die Geschichte passirte, und ich habe recht gut gehört, wie Sie den Vorstand zu einem noch schärferen Vorgehen gegen Ramin veranlassen wollten, obwohl Sie nicht einmal ordentliches Mitglied, sondern nur ein Eingeführter waren.“

„Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß, mein Lieber.“

„O ja! Und dies vortreffliche Gedächtniß sagt mir noch mehr. Daß ich meine einträgliche Stellung im Klub verlor, hatte ich doch keinem Anderen zu danken, als Ihnen. Sie waren ja der Einzige gewesen, der meine kleinen Gefälligkeiten für den Grafen bemerkt hatte. Und am Ende hatten Sie damals kein größeres Interesse daran, mir und dem Grafen Ungelegenheiten zu bereiten, als Sie es jetzt haben können.“

Lauernd und mit einer Art triumphirenden Hohnes sah er den Assessor an. Dieser fühlte einen kaum noch bezwinglichen Widerwillen gegen die unwürdige Rolle, in welcher er sich dem verworfenen Menschen gegenüber befand; aber um der höheren Aufgabe willen, die er verfolgte, durfte er sich derselben nicht entziehen.

„Ich habe durchaus keine Veranlassung, mein damaliges oder mein jetziges Verhalten vor Ihnen zu rechtfertigen,“ sagte er mit einem Achselzucken, „aber ich meine, Sie sollten mir gerade um jener Vorkommnisse willen Dank wissen, wenn ich inzwischen weniger strenge Ansichten gewonnen habe.“

„Nun, wenn der Graf an die Aufrichtigkeit Ihrer Freundschaft glaubt — mir kann es schon recht sein. Uebrigens wird er sehr bald von Schönheide zurückkehren. Vielleicht ist es Ihnen genehm, ihn zu erwarten.“

„Gut! Ich werde noch eine Viertelstunde daran wenden. — Nehmen Sie eine Cigarre, Duffek?“

Der Reitknecht machte eine ablehnende Bewegung.

„Danke! Ich bin selber zur Genüge versehen; aber wenn Sie mir gestatten wollen, in Ihrer Gegenwart zu rauchen, möchte ich mir allerdings die Freiheit nehmen.“

Ohne die erbetene Erlaubniß wirklich abzuwarten, brachte er seine dickleibige silberne Cigarettentasche zum Vorschein, die beinahe vollständig gefüllt war. Mit einem einzigen Blick hatte Guido den verschlungenen Namenszug des Sultans auf dem Mundstück erkannt, und wenn er auch seiner Sache ohnedies beinahe gewiß gewesen war, klopfte ihm angesichts dieser unzweideutigen Bestätigung doch das Herz zum Zerspringen.

„Sie gestatten sich da einen ausgesuchten Genuß,“ sagte er. „Es ist schwer, diese Cigaretten zu erlangen.“

„Ja, wir sind ein wenig verwöhnt,“ meinte Duffek hochmüthig. „Dem Grafen sagten die Dinger nicht mehr zu, und da hat er mir vor einigen Wochen seinen ganzen Vorrath geschenkt. Ich rauche mindestens vierzig davon an jedem Tage. Es gibt kein besseres Mittel gegen die Langeweile.“

„Ihr Dienst scheint nicht eben schwer zu sein, wenn Sie Grund haben, über Langeweile zu klagen.“

„Glücklicherweise nein. Mein Herr und ich, wir stehen auf leidlich gutem Fuße miteinander. Glauben Sie, daß ich mich sonst dazu hergeben würde, diesen Sklavenanzug zu tragen?“

„Ich war allerdings erstaunt, Sie in solcher Stellung zu finden. Bei Ihrer Intelligenz hätten Sie doch wohl etwas höher hinaufstreben können.“

„Intelligenz kann man überall brauchen, auch in meiner Stellung, Herr v. Reichenbach.“

„Wohl möglich! Aber die einförmige Stille des Landlebens sagt Ihnen doch sicherlich wenig zu. Leute Ihres Schlages brauchen das Leben und Treiben einer Weltstadt, um sich in ihrem rechten Element zu fühlen.“

„Darin mögen Sie nicht so Unrecht haben. Es war eine Dummheit, hierher zu gehen. Ich komme beinahe um vor Langeweile, obwohl ich ja das Glück genieße, mich in meiner theuren Heimath zu befinden.“

„In Ihrer Heimath? Wurden Sie hier in der Nähe geboren?“

„Ja. Mein Vater bekleidete zehn Jahre lang neben seinem Schuhmacherhandwerk das Amt eines Nachtwächters im Dorfe Klein-Gollnow. Ich bin, wie Sie sehen, aus guter Familie.“

„Dann kennen Sie jedenfalls die Menschen und die Verhältnisse der Gegend sehr genau?“

„Und ob ich sie kenne! Mit verbundenen Augen will ich Sie nach jedem beliebigen Ort führen.“

„Das ist ohne Zweifel von großem Nutzen für Ihren Herrn.“

Wenn Duffek's Mißtrauen ein wenig eingeschlummert war, so wurde es durch diese Bemerkung von Neuem geweckt.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er mit einem bösen, lauernden Seitenblick.

„Nun, ich denke doch, der Graf hat hier herum Geschäfte. Er will sich irgendwo ankaufen, wenn ich nicht irre.“

„So? Will er das? Da Sie sein Freund sind, müssen Sie es ja wissen.“

„Und es war ein sehr fataler Zufall, daß Kreuzkamp ermordet wurde, ehe —“

Ob auch Duffek dieselbe unbehagliche Empfindung hatte, welche Guido's glitzernde Brillengläser vorhin dem reichen Spekulanten Armbrecht verursachten, oder ob es ihm einfach zuwider war, den Namen Kreuzkamp's erwähnen zu hören — genug, er warf plötzlich seine Cigarette weg und rückte, den Assessor unhöflich unterbrechend, an seiner Mütze.

„Sie erweisen mir zu viel Ehre, Herr v. Reichenbach! Es schickt sich wohl nicht, daß ich hier stehe und mit Ihnen schwatze wie mit Meinesgleichen. Außerdem habe ich drinnen im Hause mancherlei zu thun.“

Wenn Guido noch einen letzten schwachen Zweifel an der Schuld oder Mitschuld des Burschen gehegt hatte, so war derselbe durch dies auffällige Abbrechen des Gesprächs bei der bloßen Nennung des ermordeten Kreuzkamp vollständig beseitigt worden. Wie groß auch immer die Verantwortung sein mochte, welche der junge Assessor durch ein eigenmächtiges und im Grunde ungesetzliches Vorgehen auf sich nahm, jetzt fühlte er sich stark genug, diese Verantwortung zu tragen. Aber er durfte keinen Augenblick verlieren, und nur ein schnelles, besonnenes und entschlossenes Handeln konnte den entscheidenden Schlag gelingen lassen.

„Ich denke nicht daran, Sie aufzuhalten, mein Lieber,“ sagte er, sich noch einmal zu freundlichster Ruhe zwingend, „aber ich möchte Sie bitten, zuvor meinen Kutscher hierherzurufen, da ich demselben noch einen Auftrag zu geben habe. Vielleicht beaufsichtigen Sie während dieser kurzen Zeit den Wagen.“

Mit impertinenter Langsamkeit schlenderte Duffek der Stelle zu, an welcher der Miethswagen hielt, und wenige Minuten später kam der Kutscher desselben auf Guido zu.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Assessor?“

„Ja! Denn ich bedarf Ihrer zu einem wichtigen Dienste,“ erwiederte Guido rasch und mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Der Mensch, welcher jetzt bei Ihrem Wagen zurückgeblieben ist —“

„Ein unverschämter Bursche — mit Ihrer Erlaubniß, Herr Assessor!“

„Er ist wahrscheinlich etwas viel Schlimmeres, als das. Ich vermuthe, daß er ein Verbrecher ist, und es handelt sich darum, seine Festnahme zu bewirken, ohne daß es ihm gelingt, zu entwischen. Sie haben ein Paar kräftige Arme, wie ich sehe; wollen Sie mir dieselben zur Verfügung stellen?“

„Wenn es gilt, diesem hochnasigen Gesellen eine Lektion zu ertheilen — von Herzen gern, Herr Assessor."

„Nun wohl! So suchen Sie jetzt, während ich vor ihn hintrete, unauffällig hinter ihn zu gelangen, und sobald er Miene macht, zu entfliehen, greifen Sie fest und energisch zu. Ich übernehme selbstverständich die volle Verantwortung für Alles, was daraus entstehen mag."

Duffek stand breitbeinig vor den Pferden und musterte mit einem geringschätzigen Lächeln ihren Bau, als sich ihm die beiden Anderen näherten. Erst als ihn Guido in ganz verändertem, strengem Ton mit seinem Namen anredete, blickte Duffek verwundert in die Höhe.

„Holla, was soll's?" fragte er grob, die Hände langsam aus den Taschen seiner Beinkleider ziehend.

„Ich erkläre Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet und fordere Sie auf, mir in Ihrem eigenen Interesse ohne jeden Versuch des Widerstandes zu folgen."

Noch ehe er Zeit gehabt hatte, zu begreifen, eine wie ernsthafte Wendung die Dinge für ihn genommen, fühlte sich der Reitknecht unsanft von hinten an den Armen gepackt und hörte das befriedigte Lachen des Kutschers hinter seinem Rücken.

„Den hätten wir, Herr Assessor. Der kommt so leicht nicht wieder los."

„Meinst Du, Halunke?" knirschte Duffek, und im nächsten Augenblick taumelte der Mann, von einem wichtigen Faustschlage unter das Kinn getroffen, mit einem schmerzlichen Aufschrei zurück. Die langen, sehnigen Glieder des hageren Reitknechts mußten den seinigen an Kraft um ein Gewaltiges überlegen sein, und der Befreite hätte jetzt ungehindert die Flucht ergreifen können, wenn Guido nicht auf diese Möglichkeit vorbereitet gewesen wäre. Sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf Duffek werfend, umschlang er ihn mit beiden Armen.

„Widersetzen Sie sich nicht!" rief er ihm zu. „Sie sind in meiner Gewalt."

„Noch nicht!" kam es über die verfärbten Lippen des Burschen, und alle seine Muskeln spannten sich zu furchtbarer Anstrengung an, um die Umschlingung, die ihn gefangen hielt, zu lösen. Der Sieg wäre auch sicherlich auf seiner Seite geblieben; aber der Kutscher, der sich von seinem ersten Schmerz schnell genug erholt hatte, stürzte sich jetzt mit verdoppelter Wuth auf seinen Feind, noch ehe der Ringkampf eine für Guido ungünstige Wendung genommen. Der schwere Griff des Peitschenstieles, den er vom Bock heruntergerissen hatte, sauste mit solcher Gewalt auf den Hinterkopf Duffek's nieder, daß der Körper desselben plötzlich schwer und hilflos aus den Armen des Assessors in den Sand der Landstraße niederglitt.

„Mensch, was haben Sie gethan?" rief Guido erschreckt. „Sie haben ihn erschlagen!"

„Keine Sorge, Herr Assessor!" sagte der Kutscher ingrimmig. „Der Schuft hat einen harten Schädel. Helfen Sie mir nur schnell, ihm die Hände zusammenzuschnüren, denn er könnte uns noch höllisch zu schaffen machen."

Und die Auffassung des Kutschers, dem die Erfahrungen mancher tüchtigen Rauferei zur Seite stehen mochten, erwies sich in der That als die richtige. Kaum waren dem Reitknechte mit einem der starken Stricke, wie sie die Kutscher stets bei sich zu führen pflegen, die Arme auf den Rücken gebunden worden, als er die Augen wieder öffnete und aufzuspringen versuchte. Aber er erkannte zugleich das Hoffnungslose seiner Lage, und er war immerhin klug genug, dieselbe nicht noch weiter durch einen Widerstand zu verschlimmern, von welchem er sich keinen Nutzen mehr versprechen durfte.

„Das wird Ihnen theuer zu stehen kommen!" stieß er, gegen den Assessor gewendet, zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Man überfällt nicht ungestraft einen unschuldigen Menschen wie einen Mörder und Banditen."

„Steigen Sie in den Wagen!" befahl Guido, ohne auf seine Worte zu achten. „Es liegt doch wohl in Ihrem Interesse, daß nicht erst Andere auf den Vorgang aufmerksam werden."

„Nein! Ich thue keinen Schritt, ehe Sie mir nicht gesagt haben, weshalb ich verhaftet werde."

„Sie sind beschuldigt, den Gutsbesitzer Kreuzkamp ermordet zu haben," sagte Guido scharf, einer kühnen Eingebung des Augenblicks folgend.

Duffek aber, der nur flüchtig betroffen schien, antwortete ihm mit einem lauten Gelächter: „Nun, wenn es weiter nichts ist, kann ich die Fahrt mit Ihnen schon wagen, Herr v. Reichenbach. Ich habe wahrhaftig keinen Grund, vor einer so verrückten Anschuldigung Reißaus zu nehmen."

Wirklich stieg er ohne Weiteres in den Wagen und ließ sich bequem auf das Polster des Sitzes fallen.

„Fahr' zu, Kerl!" herrschte er den Kutscher an. „Wir Beide werden später Abrechnung miteinander halten."

Die plötzlich zu Tage tretende Zuversichtlichkeit in seinem Benehmen vermochten den Assessor nicht mehr zu beirren. Die verzweifelten Fluchtversuche waren allzu verrätherische Zeugnisse eines bösen Gewissens gewesen. Er nahm an der Seite seines aus eigener Machtvollkommenheit verhafteten Gefangenen Platz und wartete ruhig, bis Duffek weitere Fragen an ihn richten würde. Und seine Erwartung, daß dies bald genug geschehen würde, erfüllte sich in der That.

„Ich muß wohl glauben, daß irgend ein Spaßvogel sich einen schlechten Scherz mit Ihnen erlaubt hat, Herr v. Reichenbach," begann der Reitknecht nach einer Weile von Neuem. „Wer in aller Welt hat mich denn zu Kreuzkamp's Mörder gestempelt?"

„Ihr eigener Herr, der Graf Ramin, wenn Sie es durchaus zu wissen wünschen."

Mit einem Ruck schnellte Duffek aus seiner lässigen Stellung auf, und das impertinente Lächeln verschwand von seinem blassen Gesicht. Es gab offenbar keine Schurkerei, deren er seinen Bundesgenossen nicht für fähig hielt.

„Das ist nicht wahr! Das ist unmöglich! Und Sie haben kein Recht, mich zu belügen! Ich fordere Aufrichtigkeit von Ihnen. Hat Ramin mich in Wahrheit dieser That beschuldigt?"

Trotz des hohen Zweckes, den er verfolgte, hatte Guido einen schweren Kampf zu bestehen, ehe er sich entschloß, das falsche Spiel fortzusetzen.

„Sie werden es bald erfahren," erwiederte er ausweichend. „Und Sie thäten sehr gut, auf alles nutzlose Leugnen zu verzichten. Erwiesene Thatsachen sind damit nicht mehr aus der Welt zu schaffen."

„Erwiesene Thatsachen? Nun, da wäre ich doch neugierig, zu erfahren, worin diese Thatsachen bestehen sollen."

„Wollen Sie etwa in Abrede stellen, daß Sie in der Nacht, da Kreuzkamp ermordet wurde, stundenlang im Chausseegraben gelegen und sich mit Champagner Muth getrunken haben, bis die Gäste von Herrn Armbrecht's Feste zurückkehrten? Und beginnt nicht da, wo Sie lagen, der Fußweg über das Moor? Es war mit Hilfe dieses Weges nicht schwer, dem ahnungslosen Kreuzkamp zuvorzukommen."

Duffek's widerwärtige Züge verzerrten sich zu einer Grimasse der Wuth und des wildesten Hasses.

„Schurkerei und kein Ende! Das kann Ihnen Niemand gesagt haben, als Ramin. Ah, wenn ich wüßte, daß er es gesagt hätte!"

„So würden Sie versuchen, sich an ihm zu rächen. Das läßt sich bei Ihren Charaktereigenschaften allerdings erwarten. Aber ich fürchte, man würde Ihren Erzählungen wenig Glauben beimessen."

„Wie? Steht es so? Ich soll wirklich als ein Mörder in's Gefängniß? Und er soll frei herumlaufen, so Zeit gewinnen, sich in Sicherheit zu bringen? — Oho, mein Herr Ramin, so haben wir nicht gewettet — so nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

In stillen Stunden.

(Mit Bild auf Seite 273.)

Das schöne junge Mädchen auf Toni Aron's hübschem Genrebild, welches unser Holzschnitt auf S. 273 wiedergibt, weilt bereits einige Wochen in der Sommerfrische und hat bei der dort herrschenden regen Geselligkeit noch nicht einmal Zeit gefunden, die von daheim ihr nachgesendeten Bücher und Journale durchzusehen. Heute aber soll das nachgeholt werden. Am blumigen Gestade des blauen Gebirgssee's hat sie sich ein reizendes Plätzchen gesucht, wo sie Niemand stört, und dort vertieft sie sich nun mit Eifer und Lust in die mitgebrachten Schriften. Sicherlich wird sie später im geräuschvollen Treiben der Großstadt oft und gern dieser am Seegestade verbrachten stillen Stunden gedenken.

Theatervorstellung unter Schwierigkeiten in Ostindien.

(Mit Bild auf Seite 276.)

Bei einer von den in Sikanderabad lebenden Engländern vor einiger Zeit veranstalteten Liebhaber-Theateraufführung trat ein ganz unerwartetes, seltsames Intermezzo ein, das unser Bild auf S. 276 veranschaulicht. Während die Vorstellung im besten Gange war, drang plötzlich ein dichter Schwarm weißer geflügelter Ameisen in den Saal ein, umschwärmte die Versammelten in dichten Haufen und belästigte sie dermaßen, daß die meisten Zuschauer das Feld räumten. Zwar wurde mit anerkennenswerther Standhaftigkeit weitergespielt, was für die Begeisterung der Dilettanten ein rühmliches Zeugniß ablegt, aber mit dem Vergnügen war es doch völlig vorbei. Selbst als nach etwa ³/₄ Stunden die Insekten ihre Flügel abgeworfen hatten, war die Plage kaum geringer geworden, da sie fortfuhren, auf den Leibern der Anwesenden herumzukriechen.

Spielende Malayenbären.

(Mit Bild auf Seite 277.)

Eine der verbreitetsten Arten der Bären des heißen Erdgürtels ist der Malayenbär oder Bruan. Er ist um ein volles Drittel kleiner als der braune Bär, nur 1,4 Meter lang, 70 Centimeter am Widerrist hoch, von plumpem Bau, dickem Kopf, breiter Schnauze und ungewöhnlich großen Tatzen und starken Krallen. Sein kurzer dichter Pelz ist schwarz bis auf die fahlgelben Schnauzenseiten und den hufeisenförmigen gelblichen Ringkragen auf der Brust. Er ist in Hinterindien und Nepal häufig, kommt auch auf den Sunda-Inseln vor und lebt theils am Boden, theils auf Bäumen. Die Thiere klettern vorzüglich und bewegen sich zwischen und auf den Aesten und Zweigen der Bäume ebenso sicher, wie auf flacher Erde, wie die beiden spielenden Malayenbären auf unserem Bilde S. 277 zeigen. Jung gefangen läßt der Bruan sich leicht zähmen und ergötzt durch drolliges Gebahren, bleibt jedoch stets heimtückisch, so daß man ihm nicht zu viel trauen darf.

Die Brautfahrt einer Königin.

Historische Skizze von H. v. Remagen.

Die Lebensgeschichte der unglücklichen Königin Marie Antoinette von Frankreich berichtet von zwei Fahrten derselben, die im schneidendsten Gegensatze zu einander stehen. Die erste ist ihr Triumphzug von Wien nach Paris als

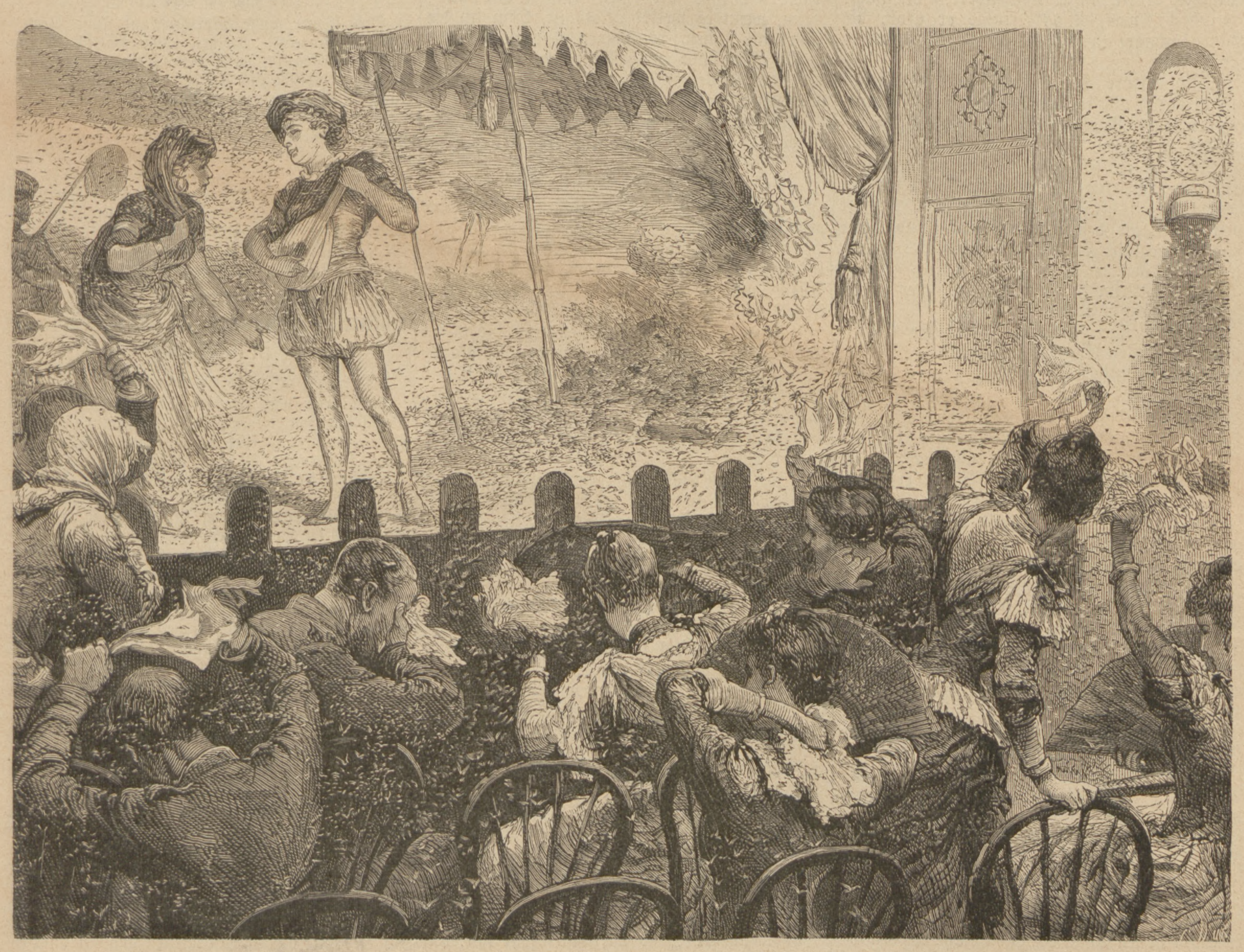
Braut des französischen Kronprinzen, des Herzogs von Berry, des späteren Königs Ludwig XVI., die zweite die Fahrt auf dem Armensünderkarren zum Schaffot. Beide Fahrten liegen dreiundzwanzig Jahre auseinander. Dort war es die kaiserliche Prinzessin von fünfzehn Jahren im Glanz der blühendsten Jugend, hier die entthronte, verblühte, achtunddreißigjährige „Wittwe Capet"; dort ein Hochzeits-, hier ein Leichenzug.

Das Band, welches die jüngste Tochter Franz' I. und Maria Theresia's mit dem Erben des französischen Thrones verknüpfte, ward nicht durch die Liebe geschlungen. Die Erzherzogin Marie Antonie hat ihren Gatten erst nach der Vermählung gesehen. Die Staatsinteressen geboten diese Vereinigung, und die Diplomatie brachte sie zu Wege.

Genau an dem Tage, an welchem die kleine Erzherzogin ihr zehntes Lebensjahr vollendete, berichtete Starhemberg, der österreichische Gesandte am Pariser Hofe, nach Wien: „Der Allerchristlichste König, Ludwig XV., unterlasset fast keine gelegenheit, mir von beyden k. k. Mayestäten zu sprechen und bezeiget für Allerhöchst dieselben eine ungemein grosse zärtlichkeit und achtung, welches, wie ich glaube, gar bald die würckung nach sich ziehen dörffte, daß zumahlen in dem Fall, wann der Herr Dauphin mit Tod abgehen sollte, vermuthlich inner kurtzem von der Vermählung des Duc de Berry mit einer durchlauchtigsten Erzherzogin gesprochen werden wird, und ich warte schon lang auf den erwünschten Zeitpunkt, wo ich diese so vergnügliche nachricht einberichten zu können das glück haben werde."

Diese Erklärung Ludwig's XV. war der Kaiserin von Oesterreich höchst willkommen, was daraus hervorgeht, daß sie auf den gesandtschaftlichen Bericht Starhemberg's hin augenblicklich mit Choiseul, damals Frankreichs allmächtigem Minister, in Verbindung trat und in einem huldvollen Schreiben versprach, das Bildniß der jungen Erzherzogin unverzüglich nach Frankreich zu senden.

Choiseul antwortete auf dieses freundliche Entgegenkommen der Kaiserin dadurch, daß er sich bei dem österreichischen Gesandten genau

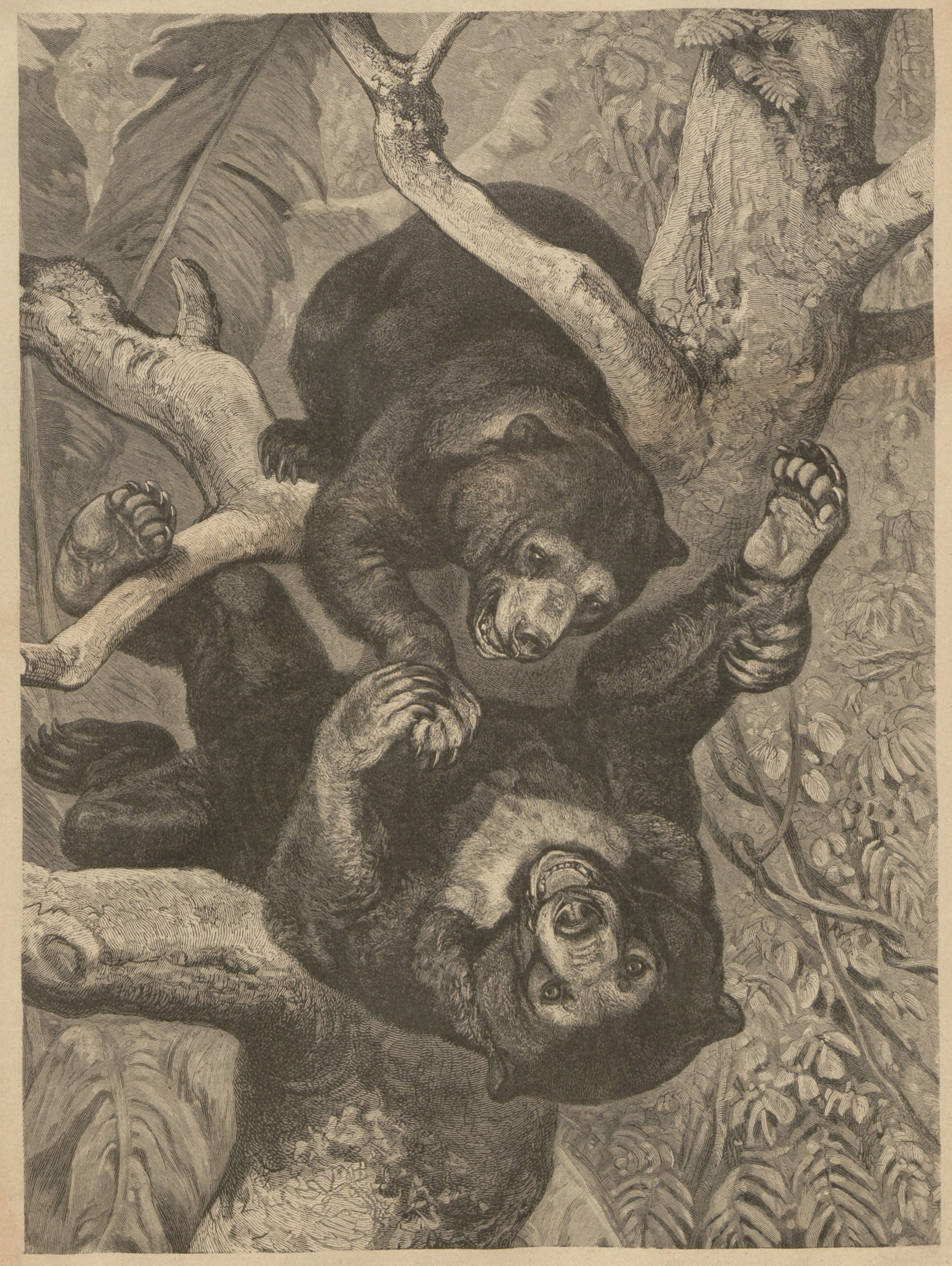


Theatervorstellung in Ostindien, durch einen Schwarm weißer Ameisen gestört. (S. 275)

über die Punkte erklärte, von denen er wünschte, daß man sie bei der Erziehung der Erzherzogin Antonie nicht außer Acht lasse. Was die Prinzipien angehe, welche die Grundlage eines tadellosen Charakters zu bilden hätten, könne man sich — bemerkt Choiseul — vollständig auf Maria Theresia verlassen. Dies sei zwar bei Weitem das Wichtigste, aber doch noch nicht Alles. Neben zahlreichen anderen Schwächen besitze die französische Nation auch die, ungemein viel auf den äußeren Schein zu halten, ihre eigenen Gebräuche allen übrigen vorzuziehen und das, was irgendwie hiervon abweiche, als fremd und minder angenehm zu betrachten. Hierin dürfte der Unterschied zwischen einer französischen und einer Wiener Erziehung bestehen, welch' letztere mehr das Wesentliche als bloße Nebendinge im Auge behalte; doch lasse sich ja beides recht wohl vereinigen. Man lege ferner in Frankreich sehr großen Werth auf die sogenannten Talente, z. B. die Musik und insbesondere das Singen, das Zeichnen und gewisse in Mode gekommene Arbeiten mit der Nadel, vor Allem aber auf eine leichte und ungezwungene Art des Tanzens. Außerdem sei es in einem Lande, in dem auch die Frauen gewohnt, sich mit Wissenschaften zu beschäftigen und ein Urtheil abzugeben über neu erscheinende Bücher, durchaus nothwendig, sich einen richtigen Begriff von der französischen Literatur und den Leistungen der hervorragendsten Schriftsteller Frankreichs, insbesondere auf dem historischen Gebiete, zu bilden. Endlich werde es dem Könige, der ein sehr feines Ohr besitze für die Reinheit der französischen Sprache, höchst angenehm sein, wenn die dereinstige Dauphine schon jetzt sich eine solche Aussprache und Fertigkeit im Französischen aneigne, daß in Zukunft zwischen ihr und den gebildetsten Frauen des Landes kein Unterschied wahrnehmbar sei.

Um dieses klare Programm des französischen Staatsmannes in der Erziehung ihrer Tochter Antonie durchzuführen, berief die Kaiserin den Abbé Vermond, Bibliothekar am Kollegium der vier Nationen zu Toulouse, einen wohlunterrichteten, einfachen und bescheidenen Mann, als Erzieher ihrer jüngsten Tochter nach Wien. Vermond kam in den letzten Oktobertagen 1768 in die Hofburg.

Die Briefe Vermond's an den österreichischen Gesandten Mercy bilden von dieser Zeit an die einzige Quelle, aus welcher der Forscher sich über den Entwickelungsgang der erst



Spielende Malayenbären. (S. 275)

dreizehnjährigen Erzherzogin wenigstens einigermaßen zu unterrichten vermag. Vermond lobt ihr einnehmendes Wesen, ihre Sanftmuth und Zuvorkommenheit. Doch verschweigt er dabei nicht, daß sie ungemein lebhaft und sehr leicht zerstreut sei, wodurch die Fortschritte im Lernen nicht wenig gehemmt würden.

„Ich bin übrigens gewiß," in diese Worte faßt Vermond sein erstes Urtheil über Marie Antonie vom 21. Januar 1769 zusammen, „daß unser Hof und die französische Nation entzückt sein werden von unserer zukünftigen Dauphine. Mit einer reizenden Gestalt vereinigt sie ein ungemein anziehendes Wesen, und wenn sie, wie man hoffen darf, noch etwas wächst, wird sie alle äußeren Vorzüge besitzen, die man einer hochgestellten Prinzessin nur wünschen kann. Ihr Charakter, ihr Herz sind ganz ausgezeichnet, und es fehlt ihr nur noch die Leichtigkeit des Ausdruckes, um jenes bewunderungswürdige Talent zu zeigen, das ihre erhabene Mutter besitzt, den Leuten immer die verbindlichsten Dinge zu sagen."

Vier Monate später berichtet Vermond neuerdings über die Erzherzogin: Wer längere Zeit hindurch nicht mit ihr zusammengetroffen, sei erstaunt über ihre Entwickelung. Täglich gewinne ihr Aeußeres neuen Reiz. Es sei vielleicht möglich, Gesichtszüge von regelmäßigerer Schönheit zu finden; anmuthigere könne es jedoch unmöglich geben. Sie besitze weit mehr Verstand, als man lange habe glauben wollen, und man müsse nur bedenken, daß bis zum Alter von zwölf Jahren gar nichts für dessen Heranreifen durch Unterricht geschehen sei. Und auch jetzt noch erschwere eine gewisse Trägheit und Flatterhaftigkeit die Fortschritte des Unterrichtes. Es gewinne fast den Anschein, als ob sie sich nur mit Dingen beschäftigen wolle, welche ihr zur Unterhaltung gereichten.

Im Winter von 1769 auf 1770 kam der österreichische Gesandte am Pariser Hofe für einige Monate nach Wien, und nun ward der Termin von Marie Antoniens Trauung mit dem Dauphin und von ihrer Abreise nach Frankreich genau festgesetzt. Bevor diese stattfand, brachte Antonie, so wie ihre Schwestern es hatten thun müssen, auf Befehl der Kaiserin drei Tage in tiefster Zurückgezogenheit zu, nur mit geistlichen Uebungen beschäftigt.

Am 16. April 1770 erfolgte die feierliche Werbung des französischen Botschafters Marquis Dufort um die Hand der Erzherzogin Antonie zuerst bei dem Kaiser und dann bei der Kaiserin. Am 19. April 1770 fand in der Hofkirche bei den Augustinern die Trauung der Erzherzogin Antonie durch Vertretung statt. Der päpstliche Nuntius vollzog sie, und Erzherzog Ferdinand vertrat die Stelle des Bräutigams. Am 21. April um halb zehn Uhr Morgens trat die Erzherzogin die Reise nach Frankreich an, wohin Fürst Starhemberg sie geleitete.

An dem Tage, an welchem die schöne Erzherzogin ihre Vaterstadt verließ, um ihre Reise durch Süddeutschland über Straßburg nach Paris anzutreten, schienen die guten Wiener wie die Erzherzogin selbst von einer dunklen Ahnung kommenden Unheils ergriffen. Als die Dauphine Wien verließ, war die ganze Stadt auf den Beinen. Anfangs stand Alles in stiller Betrübniß. Sie erschien. Man sah sie zurückgelehnt im Wagen, ihr Gesicht mit Thränen benetzt, ihre Augen bald mit ihrem Taschentuch, bald mit ihren Händen bedeckend, zu wiederholten Malen ihren Kopf hinausstreckend, um noch einmal den Palast ihrer Väter zu sehen, wohin sie nie wieder zurückkehren sollte. Sie nickte dem guten Volke, das sich herandrängte, um ihr Lebewohl zu sagen, ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit zu. Dann brach man auf allen Seiten nicht blos in Thränen, sondern in Geschrei aus. Männer und Weiber überließen sich dem Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes. Auf allen Straßen von Wien hörte man Töne des Jammers.

Die Reise durch Franken und Schwaben ward ohne Zwischenfall zurückgelegt. Ueberall ward die schöne Erzherzogin, die Tochter Franz' I. und Maria Theresia's, mit herzlichster Freudigkeit begrüßt.

Am 1. Mai hielt sie ihr Nachtlager in dem schwäbischen Kloster Obermarchthal mit ihrem Gefolge, das — beiläufig gesagt — fünfhundert Personen stark war. Das Kloster bot auf, was Küche und Keller vermochten, um die vornehmen Gäste nach Standesgebühr zu bewirthen. Selbst ein Festspiel fehlte nicht, welches der deutschen Kaisertochter zu Ehren in dem Reichsstift aufgeführt wurde.

Von Schwaben ging die Reise direkt über Straßburg nach Paris. Der einundzwanzigjährige Goethe sah die junge Fürstin in Straßburg. Er erzählt es uns in „Wahrheit und Dichtung". „Der schönen und vornehmen, so heitern und imposanten Miene dieser jungen Dame," sagte er, „erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien, in ihrem Glaswagen uns Allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zuge entgegenströmte, zu scherzen."

Aber entrüstet war der junge Goethe darüber, daß man auf den Tapeten und Gobelins, womit das zu ihrem Empfang errichtete Landhaus auf der Rheininsel geschmückt war, Bilder von schlimmster Vorbedeutung ausstellte. „Aeußerst," schreibt er, „empörte mich der Gegenstand. Diese Bilder enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath! Zur Linken des Thrones sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden, zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog."

In der That sollte dieser geschmacklose Wandschmuck für die junge Königin von der entsetzlichsten Vorbedeutung werden. Der Glücksstern der Prinzessin war gefallen, sobald sie den Rhein überschritten hatte.

Große Unglücksfälle begleiteten ihre pomphaften Vermählungsfeierlichkeiten in Paris. Mehrere hundert Menschen kamen damals durch den Einsturz einer Schaubühne elend um's Leben.

Der tiefste Schmerz aber mag das Herz der jungen Fürstin in jener Stunde durchtobt haben, als sie den ihr in weiter Ferne angetrauten Gatten zum ersten Male erblickte. Sein Aeußeres war nichts weniger als einnehmend, sein Geist beschränkt, sein ganzes Wesen plump und schwerfällig, seine Art, mit den Menschen zu verkehren, abstoßend. Der junge Mensch da, der sich ihr gegenüber benahm wie ein verkleideter Bauer, war also jetzt ihr Gatte, dem sie ihre Jugend und Liebe darbrachte als wahres Opferlamm diplomatischer Verkuppelung, dem zu Gefallen sie drei lange Jahre eine Erziehungs- und Unterrichtsdressur nach französischem Muster ausgehalten hatte, dem sie treu blieb, obwohl er „die Aufgedrängte" im Anfang ihrer Verbindung förmlich haßte, dem sie treu blieb in der Pestluft der vornehmen Sittenlosigkeit zu Versailles, dem sie treu blieb, obwohl sie unter seiner politischen Schwachheit viel zu leiden hatte, dem sie treu ergeben blieb in allen Leiden der Gefangenschaft bis zum Tode der Schmach auf dem Schaffot.

Hausgifte.

Beitrag zur Gesundheitslehre.

Von **C. Falkenhorst.**

(Nachdruck verboten.)

Es gibt in unseren Wohnhäusern Gifte, von deren Vorhandensein die Wenigsten eine klare Vorstellung haben. Gifte, die unsere Gesundheit untergraben, ohne daß wir es merken. Kopfschmerz, Uebelkeit, Mattigkeit sind oft auf ihre Einwirkung zurückzuführen. Schwere Erkrankungen, langes Siechthum und selbst der Tod werden durch diese Gifte oft verursacht, und da sie, wenn nicht in den meisten, so doch in sehr vielen Wohnhäusern vorkommen, so nennt man sie Hausgifte.

Was sind das nun für Gifte? Wer bringt sie uns in's Haus? Wie können wir uns gegen dieselben schützen? Wir wollen versuchen, diese Fragen in aller Kürze zu beantworten.

Wir wenden uns mit Schrecken von einer Kreuzotter ab, da sie in ihrem Körper ein furchtbares Gift erzeugt. Diese Eigenschaft ist jedoch den Giftschlangen nicht allein eigen. Man kann sagen, daß alle lebenden Wesen Stoffe erzeugen, die giftiger Natur sind. Im Lebensprozeß geht ein fortwährender Aufbau und Zerfall der einzelnen kleinsten Körpertheile vor sich. Der Muskel, der arbeitet, erzeugt Kohlensäure und eine ganze Reihe anderer Zersetzungsprodukte, und diese müssen aus dem Körper ausgeschieden werden, wenn der Mensch gesund bleiben oder leben soll. Die Lungen, die Haut, die Nieren dienen vornehmlich diesem Zwecke. Durch die Lunge werden besonders viel Zersetzungsprodukte ausgeschieden. In der ausgeathmeten Luft finden wir mehr Kohlensäure, als in der eingeathmeten, und wir wissen auch, daß die Luft in Wohnräumen durch Athmung der Menschen sehr verschlechtert wird. Man hat bisher stets die Kohlensäure als die Ursache der Luftverderbniß angesehen. Seit einiger Zeit aber urtheilt man anders darüber. Die Kohlensäure ist wohl ein für den Menschen schädliches Gas, aber unter den Zersetzungsprodukten unserer Athmung das unschuldigste. Man vermuthete seit Jahren, daß in der ausgeathmeten Luft sich ein besonderer Giftstoff befinden müsse, den man Anthropotoxin, Menschengift, nannte, welchem die schlimmen Folgen des Aufenthalts in Wohnräumen mit verdorbener Luft zugeschrieben werden müßten. Was man vermuthete, das wurde jüngst als Wahrheit bewiesen.

Obwohl wir die chemische Zusammensetzung des Anthropotoxin noch nicht kennen, so wissen wir nunmehr bestimmt, daß wir ein Gift im vollsten Sinne des Wortes ausathmen. In der freien Luft verfliegt das und verschwindet spurlos in dem ungeheueren Luftmeere. Anders in unseren Wohnungen; dort ist der Luftwechsel nicht so rasch, dort kann sich das Gift anhäufen und muß sich um so mehr anhäufen, je weniger Luftwechsel da ist. Namentlich muß es sich fühlbar machen in Schlafzimmern, in denen viele Personen schlafen. Wie oft erheben wir uns müde und matt vom Lager, mit benommenem Kopfe und mattem Gefühl in den Gliedern. Der Schlaf hat uns nicht gestärkt, wir suchen erst Stärkung und Erquickung, indem wir in gut gelüftete Wohnräume eintreten oder in's Freie eilen. Wir wissen jetzt, warum das geschieht. Wir wissen, daß wir ein Gift erzeugen und sehen die Nothwendigkeit ein, es zu entfernen. Dies kann nur durch häufige und ausgiebige Lüftung unserer Wohn- und Schlafräume geschehen.

Es gibt viele Mittel, die Lüftung so einzurichten, daß ein Luftwechsel ohne empfindlichen Zug hergestellt wird. Sind besondere Apparate dazu nothwendig, so gibt es deren genug, und wer Geld für solche übrig hat, der

kann sie sich kaufen, aber wer sich in seiner Wohnung praktisch und gesund einrichten will, der kann denselben Zweck auch ohne Geldausgaben erreichen.

Er muß nur Eins beachten. Die schlechte, verdorbene Luft ist zumeist auch die wärmere und steigt zu der Zimmerdecke empor, um sich dort festzusetzen. Diese Luft muß vor allen Dingen entfernt werden, wenn ein Zimmer gründlich gelüftet werden soll, und das erreicht man dadurch, daß man die oberen Fensterflügel öffnet. Der oberste Fensterflügel ist ein Ventilator ersten Ranges. Wenn er nur eine Spanne breit geöffnet bleibt, so lüftet er das Zimmer besser, als der weit geöffnete untere Flügel.

Außer dem „Anthropotoxin" gibt es aber noch andere unsichtbare Gifte im Hause.

Unsere Wohnhäuser sind infolge der Feuerungsanlagen u. s. w. wahre Schröpfköpfe, die dem Boden aufgesetzt sind. Sie saugen die Luft aus dem Erdreiche und dem Keller bis in die obersten Stockwerke hinauf. Ist der Boden rein, so schadet diese Bodenluft nichts. Ist er aber mit ungesunden Zersetzungsstoffen durchtränkt, wie stets in größeren Städten, dann gelangen mit dem Luftstrom schädliche Ausdünstungen in die Wohnräume. Es gibt sumpfige Wohnorte, die verrufen sind, und in unseren Kulturstädten wird mit der Zeit selbst der gesündeste Boden verunreinigt, ja selbst dort, wo es die besten Kanalisationsanlagen gibt, ist die Gefahr, daß schädliche Gase in die Wohnhäuser eindringen, nicht immer beseitigt. An Stelle der Bodenluft bedroht uns dann die Kanalluft.

Das Abflußrohr des Gußsteins in der Küche, die Rohre des Klosets münden in die unterirdischen Kanäle und auch in ihnen ist derselbe Luftstrom vorhanden, wie in dem Hause. Die Luft steigt nach oben, und soll bei einer richtigen Anlage der Rohre oben am Dache durch die Esse fortgeführt werden.

Diese Grubengase nun sind gleichfalls giftig, das ist längst bekannt, und sie dringen immer in die Wohnräume ein, wenn die Röhrenleitung nicht zweckentsprechend angelegt ist. Mündet das Abflußrohr des Gußsteins z. B. in gerader Linie in die Schleuse, so werden die Grubengase, durch das Rohr aufsteigend, in die Küche dringen, der Gußstein wird „riechen", wie man sagt. Man verhindert es, indem man das Abflußrohr unter dem Gußstein knieförmig beugt, so daß in der Biegung stets eine Wassersäule stehen bleibt, durch welche die Gase nicht dringen können. Das ist der „Wasserverschluß", der nirgends fehlen sollte, leider aber oft fehlt.

Es ist nöthig, daß jeder Familienvorstand, jeder Mann und jede Frau die Wirkung des Wasserverschlusses kennt. Die Unwissenheit kann sich hier schwer rächen. Ich will nur ein Beispiel erzählen.

Eine wohlhabende Familie war auf längere Zeit in die Ferien gegangen, um sich in der frischen Bergluft zu erholen, und gestärkt an Leib und Seele kehrte Groß und Klein zurück. Sie ahnten aber nicht, was sich inzwischen in ihrer Stadtwohnung ereignet hatte. Das Wasser in den Abflußröhren, das den Verschluß bildete, war in der heißen Sommerzeit rasch verdunstet; es wurde nicht erneuert, weil die Wohnung unbenutzt blieb, und so stiegen die Gase aus der Kloake in die Wohnung, verbreiteten sich in allen Zimmern, und die Folge davon war, daß die gesund aus der Sommerfrische heimkehrende Familie bald darauf am Typhus erkrankte. Man pflegt in solchen Fällen zu sagen, man habe sich die Krankheit in der Sommerfrische geholt. Wer denkt auch daran, daß durch eine derartige Kleinigkeit, wie das Austrocknen des Wasserverschlusses, die Wohnung während unserer Abwesenheit völlig infizirt werden kann!

Aber nicht nur dem Wasserverschluß, sondern auch den Abflußröhren ist besondere Sorgfalt zu widmen. Die Rohre werden mit der Zeit schadhaft, es entstehen in denselben Risse und Löcher, durch die nur von Zeit zu Zeit ein Tropfen des rasch hinabfließenden Wassers austritt, durch die aber fortwährend die Kanalluft in die Wohnung strömt. Wo Ratten vorhanden sind, ist diese Gefahr besonders groß, denn die Ratten benützen die Rohre als ihre geheimen Gänge und zerstören sie mitunter.

Man muß darum die Abflußrohre von Zeit zu Zeit untersuchen, und solche Untersuchungen sollten namentlich bei dem Einzug in eine neue Wohnung niemals unterlassen werden; sie sind wichtiger, als das schleunige Aufstecken der Gardinen. Aber wie Wenige denken daran! Es ist ja lästig; doch man bedenke, daß es sich keineswegs um ein bischen schlechter Luft handelt, sondern um das Zustopfen einer Oeffnung, durch die unter Umständen ein die Gesundheit schwer schädigendes und das Leben bedrohendes Gift beständig in die Wohnung einströmen kann.

Die Aerzte und die Techniker haben in jüngster Zeit Rühmliches geleistet, um unsere Wohnungen gesundheitsgemäß zu gestalten, aber was nützt die beste Anlage, wenn die große Masse sie nicht zu benützen versteht? Was nützt ein Schild, den man auf dem Rücken trägt, während man mit unbeschützter Brust dem Feinde entgegentritt?

Darum sollte Jedermann darnach streben, die Grundsätze kennen zu lernen, nach denen man seine Wohnung nicht nur schön, angenehm und praktisch, sondern auch gesund einrichtet. —

Wir haben nur zwei „Hausgifte" erwähnt. Der aufmerksame Leser wird aber erkannt haben, daß die Gesammtheit derselben damit nicht erschöpft ist. Unreinlichkeit in der Wohnung, faulende und verwesende Stoffe können ähnliche schädliche Wirkungen erzeugen, und darum ist auf stete Reinlichkeit und Lüftung der Wohnung in allen Winkeln und Kammern streng zu halten. Ein Korb mit verwesenden Gemüseabfällen in der Küche kann mitunter schlimme Krankheiten verursachen.

Die Bedeutung der Zersetzungsstoffe darf niemals unterschätzt werden. Man hat oft gefunden, daß manche Krankheit erregende Bakterien den Versuchsthieren nichts schadeten, daß sie sich aber sofort schädlich erwiesen und die bestimmte Krankheit hervorriefen, sobald man den Thieren gleichzeitig eine nur geringe Menge eines Fäulnißgiftes, d. h. aus einer faulenden Substanz gewonnenen Giftes, verabreichte.

So ist also die Möglichkeit vorhanden, daß diese Gifte, selbst wenn sie anscheinend ernste Störungen in unserem Körper nicht hervorriefen, dennoch unseren Organismus leichter geneigt machen, einer Krankheit zu erliegen.

Wir wollen unsere Betrachtungen mit der Anführung eines von dem berühmten Arzt Murchison berichteten Falles schließen: „In einem Knabenpensionate erkrankten von 36 Knaben 28 am Unterleibstyphus. In der Schulstube saßen sie an zwei neben der Thür hintereinander aufgestellten Tischen, vor denen sich der Kamin, in welchem Feuer unterhalten wurde, befand. Die Thür führte in einen Gang, in den ein unverschlossener, Fäkalmassen führender Abzugskanal mündete. Der beständige Luftzug zwischen Thür und Kamin führte die Abtrittgase in die Stube. Diejenigen Knaben, welche in der Richtung des Luftzuges saßen, erkrankten am schwersten — der der Thür zunächst sitzende zuerst — während die übrigen Schüler nur leichtere Fälle darboten. Man verschloß endlich den Kanal, und die Krankheiten hörten auf. Weder vorher noch nachher kam Unterleibstyphus in diesem Hause wieder vor.

Wir haben in Vorstehendem nur die Gifte erwähnt, und an die Schaar der unsere Gesundheit bedrohenden Feinde, an die Bakterien, nicht gedacht. Letztere finden natürlich dort den geeignetsten Boden, wo der Organismus durch Aufnahme von Fäulnißgasen bereits vorbereitet ist. Glücklicher Weise fallen nicht immer alle die Bedingungen, die eine Krankheit hervorrufen, so ungünstig zusammen, daß diese wirklich zum Ausbruch gelangt. Aber unsere Aufgabe muß es eben sein, das Zusammentreffen dieser Bedingungen zu hindern, und dies erreichen wir zum großen Theil, wenn wir unsere Wohnung gesundheitsgemäß gestalten und das Entstehen jeder Art von Hausgiften verhindern.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ueberlistet. — Joachim Quantz, der Lehrmeister Friedrich's des Großen im Flötenspiel, war 48 Jahre alt geworden, ohne jemals den Gedanken gefaßt zu haben, sich verheirathen zu wollen. Als er eines Tages wie gewöhnlich mit dem Könige Flöte geblasen hatte, fragte ihn Friedrich plötzlich: „Nun, Quantz, hat Er noch immer keine Lust, sich zu verheirathen?"

„Nein, Majestät, es wird auch wohl nie dahin kommen, denn ich denke Junggeselle zu bleiben."

„Hm, dann sehe Er sich nur vor, dann sehe Er sich nur vor! Man kann bisweilen zu einer Frau kommen, man weiß nicht wie."

„Werde mich wohl hüten, Majestät. Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn ich gegen meinen eigenen Willen in's Ehejoch triechen sollte."

Der König erwiederte nichts, und Quantz lebte in gewohnter Weise weiter, d. h. er mied die Gesellschaft des anderen Geschlechts, wo er nur konnte. Nur mit einer einzigen Frau machte er eine Ausnahme, und dies deshalb, weil er bezüglich ihrer für sein Hagestolzenthum keine Gefahr fürchtete: es war die Wittwe seines verstorbenen Freundes, des Schauspieldirektors Schindler, und noch sehr jung, so daß Quantz nicht im Entferntesten daran dachte, sie könne ihm, obgleich er sie sehr schätzte, gefährlich werden. Er war deshalb sogar so unvorsichtig gewesen, ihr jenes Gespräch mit dem König mitzutheilen. Dies sollte ihn seine Freiheit kosten. Die junge Wittwe schien plötzlich kränklich geworden zu sein, hatte mehrere Konferenzen mit ihrem Hausarzte, der ihr die größte Ruhe anempfahl und nur an einem besonders schönen Tage ihr eine Ausfahrt gestattete. Wohin sich diese richtete, erfuhr der besorgte Quantz freilich nicht; er wäre wohl auch sehr erstaunt gewesen, zu hören, daß seine junge Freundin eine Audienz beim Könige in Sanssouci hatte. Diese Ausfahrt schien ihr aber sehr schlecht bekommen zu sein, denn sie klagte eines Morgens, als sich Quantz eben nach ihrem Befinden erkundigte, über schreckliche Schmerzen. „Ach, lieber Freund," sagte sie mit schwacher Stimme, „ich glaube, daß ich sterben werde!"

„Das verhüte der Himmel!" rief der erschreckte Quantz, „gedulden Sie sich nur wenige Minuten; ich schicke sofort nach Ihrem Arzte."

Als dieser erschien und die Wittwe untersucht hatte, zuckte er mit den Schultern, verschrieb etwas und flüsterte dem Kapellmeister in ernstem Tone zu: „Machen Sie sich auf das Aeußerste gefaßt, ich stehe für nichts." Ganz zerknirscht ließ sich Quantz am Lager seiner — wie er wähnte — im Sterben liegenden Freundin nieder und weinte still vor sich hin.

„Was hat Ihnen der Arzt gesagt, liebster Freund?" fragte die Wittwe matt.

„Ach," antwortete er schluchzend, „fragen Sie mich nicht! Sagen Sie mir lieber, ob Sie noch einen Wunsch hegen, den ich Ihnen erfüllen kann."

„O, ich hätte wohl solchen . . . ich möchte . . . aber Sie werden . . . ihn als eine Laune betrachten . . . Sie werden mich auslachen," stöhnte die Wittwe.

„Wie mögen Sie nur so sprechen," erwiederte er vorwurfsvoll, „ich und jetzt lachen! Sagen Sie mir nur, was Sie wünschen, und ich schwöre Ihnen, Ihren Wunsch zu erfüllen, wenn ich es irgend vermag."

„Nun denn," sagte die Kranke mit zitternder Stimme, „ich möchte mit dem Gedanken sterben, Ihnen als Frau angetraut gewesen zu sein. Aber Sie werden der Freundschaft nicht dies Opfer bringen wollen."

„O gewiß werde ich's!“ rief der ahnungslose Quantz mit Wärme.

„Dann eilen Sie, Freund, ich fühle, daß . . .“ flüsterte die Wittwe kaum hörbar. Quantz fertigte sogleich einen Boten ab an einen ihm bekannten Geistlichen und ließ auf speziellen Wunsch der Wittwe auch beim Könige um seinen unter so dringenden Umständen wohl zu erwartenden Dispens bitten. Dieser Dispens war merkwürdig rasch zur Stelle, und zwei Stunden später war die Trauung vollzogen.

Von da ab besserte sich der Zustand der bisherigen Wittwe Schindler und nunmehrigen Frau Kapellmeisterin erstaunlich rasch und schon nach wenigen Tagen mußte der überlistete Quantz mit ihr zum Könige fahren, um sich für den prompt ertheilten Dispens zu bedanken.

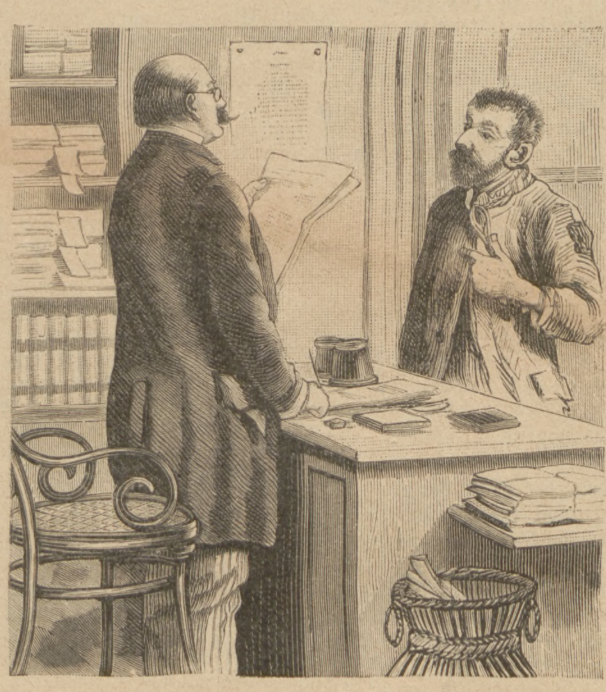
„Sieht Er,“ sagte der König lachend, „Er hat sich nun doch nicht genug vorgesehen. Jetzt sehe Er nur zu, wie Er in seiner Ehe zurechtkommt.“

Doch Quantz kam sehr gut zurecht und lebte mit seiner Frau, die ihn auf den Händen trug, bis zu seinem Tode (12. Juli 1773) in glücklichster Ehe. Er hat nie erfahren, welchen Streich ihm der König gespielt, denn dieser selbst, der sonst nichts weniger als ein Ehestifter war, sprach nie wieder davon. [Hm.]

Der beste Rath. — Der nachmals zu großem Rufe gelangte amerikanische Advokat Bartols war gerade anwesend, als vor den Geschworenen gegen einen des Mords Angeklagten verhandelt wurde, der keinen Vertheidiger hatte. „Herr Bartols,“ wandte sich der Vorsitzende des Gerichts an ihn, „übernehmen Sie die Vertheidigung. Gehen Sie mit dem Manne in das Hinterzimmer, hören Sie an, was er zu sagen hat, und geben Sie ihm den besten Rath, den Sie wissen.“ Bartols zog sich mit dem Gefangenen zurück und kam nach einer halben Stunde, aber allein, zurück. „Nun, wo ist der Angeklagte?“ fragte der Richter. — „Der ist über alle Berge, Herr Präsident,“ entgegnete der Advokat. „Als ich angehört, was er zu sagen hatte, folgte ich Ihrer Weisung ihm den besten Rath zu geben, den ich wüßte. Ich sagte ihm daher, wenn ich an seiner Stelle wäre, würde ich so schnell als möglich davonlaufen. Und diesen Rath hat er befolgt; er ist aus dem Fenster gesprungen und auf und davon.“ [Mn]

Auch ein Gegenkönig. — Ein Londoner Bäckerjunge Namens Simnel gab sich für einen Neffen König Eduard's IV. aus und bestritt dem Könige Heinrich VII. das Recht der englischen Krone. Es gelang ihm auch, großen Anhang zu finden und sich in Dublin zum Könige krönen zu lassen. Er rüstete sogar ein Heer gegen Heinrich aus, zog damit in's Feld, ward aber geschlagen und gefangen (1487). Sonst wurden nun zu jener Zeit derartige Pseudokönige meist unter den qualvollsten Martern hingerichtet, was nur Mitleid und Theilnahme mit ihnen zu erwecken geeignet war. König Heinrich war klüger, er begnügte sich damit, seinen bisherigen Gegenkönig ganz einfach als Küchenjungen in seiner Hofküche anzustellen, wo er Jahre lang blieb und später sogar bis zum Range eines Falkoniers aufrückte. [T. P.]

Humoristisches.



Beschönigung.

Richter: Sie sind angeklagt, dem Herrn Registrator, während er badete, eine Uhr im Werthe von 150 Mark und eine Weste gestohlen zu haben!

Angeklagter: Bitte, Herr Richter, nur die Weste! Was kann ich dafür, daß eine so theure Uhr darin gesteckt hat?



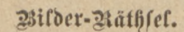
Zur rechten Zeit.

Ah, liebe Emilie, Du auch im Bad? Ich fürchtete schon nach Deinem letzten Briefe, eure weniger günstigen Verhältnisse würden Dich heuer fern halten.

— Ich dachte auch so; aber denk' Dir: Mein herziges Männchen sieht mir den heißen Wunsch an den Augen ab und macht im letzten Moment — Bankerott; jetzt sind wir, Gott sei Dank, wieder recht zufrieden!

Schlimme Ehen. — Pater Abraham a Sancta Clara beschreibt in einer seiner berühmten Predigten eine unfriedliche Ehe also:

Will er sauer, so will sie süß;
will er Mehl, so will sie Gries;
schreit er hu, so schreit sie ha;
ist er dort, so ist sie da;
will er essen, so will sie fasten;
will er gehn, so will sie rasten;
will er recht, so will sie link;
sagt er Spatz, so sagt sie Fink;
ißt er Suppe, so ißt sie Brocken;
will er Strümpfe, will sie Socken;
sagt er ja, so sagt sie nein;
trinkt er Bier, so trinkt sie Wein;
will er dies, so will sie das;
singt er Alt, so singt sie Baß;
steht er auf, so sitzt sie nieder;
will er hü, so will sie hott;
Das ist ein Leben, erbarm' es Gott! [E. T.]



Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 34:

Der ist nicht weise, der begehrt, was ihm doch nimmer wird gewährt.

Versetzungs-Räthsel.

Hafer, Rente, Helm, Romanen, Rhone, Stober, Abel, Fort, Mainz. Aus obigen neun Wörtern sind durch Versetzung der Buchstaben ebensoviele andere so zu bilden, daß sie bezeichnen: 1) ein Instrument, 2) eine ländliche Arbeitszeit, 3) eine Erdart, 4) eine Art Südfrüchte, 5) griechische Gottheiten, 6) eine militärische Rangstufe, 7) eine Stadt in Pommern, 8) ein Brennmaterial, 9) eine Stadt in Mähren. Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten deutschen Naturforschers. [Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 36.

Ton-Räthsel.

(Viersilbig.)

Den Ton auf Drei thut's der Verstand,
Den Ton auf Eins wird's angewandt
Bei dem, der von dem Uebermuthe
Kurirt soll werden durch die Ruthe.

Auflösung folgt in Nr. 36. [Paul Möbius.]

Auflösungen von Nr. 34: des Logogriphs: Feld, Held, Geld; der Charade: Stachelbeeren.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.